



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochholz, E. L.: Die Tellenschauspiele in der Schweiz vor Schiller : erster
Abschnitt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Tellenschauspiele in der Schweiz vor Schiller.

Von

E. L. Rochholz.

Erster Abschnitt.

Uebersicht der politischen Zustände der Schweiz seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. — Die damalige Volkspoesie. — Das ältere Tellenspiel und das Urnerspiel über Wilhelm Tell.

Das Vorhandensein von Volksschauspielen über den Wilhelm Tell und den Tellenschuß läßt sich in der Schweiz seit vierthalb Jahrhunderten nachweisen. Der Fluß dieser Dichtung war aus dem Volksliede entsprungen, und erst seitdem er durch Schillers Wilhelm Tell zum Stehen gebracht ist, hat das schweizerische Landvolk bei den jahreszeitlichen Festumzügen um Neujahr, Ostern und Pfingsten aufgehört, Scenen aus jenem alten Tellenspiel aufzuführen, und sich dagegen des schillerschen Textes bemächtigt. Echte würdige Volkspoesie hat bei dieser Umwandlung des Volksgeschmackes keine Einbuße erlitten. Denn der Text des alten Tellenspieles war allmählig bis auf die allerletzten Schlagwörter in Vergessenheit gerathen, die noch erinnerliche Scenensfolge wurde höchstens als ein Rahmen benützt, um alles Andere, Altes und Neues, gelegentlich mit einzufügen. Man hat noch in den dreißiger Jahren zu Bern ein Zuschauer solcher halb improvisirter Aufführungen sein können. Spielte man da um Ostern oder Pfingsten in der dortigen Marktgasse und Kreuzgasse den Tell, so ging dieß vor allem nie ohne zwei gewaltige Theaterbären in Scene, die man fälschlich für berner Wappenbären ansah, während sie ein Ueberrest jenes traditionellen wilden Bären waren, der im mittelalterlichen Schauspiel die Geschwähigkeit der zuschauenden Weiber und Kinder einschüchtern und geschweigen mußte. Einer von jenen beiden erschien in weißem Pelze, d. h. in der damaligen Parteifarbe der eben aus Staatsruder gekommenen Weißen oder Radicalen, der andere in schwarzem Pelze, also in der berner Standesfarbe; abwechselnd tanzten sie vor dem Wohnhause eines Mitgliedes des neuen Regierungsrathes oder eines aus dem Regimente abgetretenen Patriciers und sungen da die paar

Bägen auf, die man ihnen aus den Fenstern zuwarf. Einige Harlequine machten hierauf Platz unter der Volksmenge, der mitgekommene Bacchuswagen mit seinen als Weingötter maskirten Küferknechten fuhr bei Seite, ein Haufen Verrittener in russischen Pelzen, in Ritterharnischen, ja sogar in den Rothfräcken der damals aufgelösten französischen Schweizergarde zog in den Ring herein und schloß ihn ab. Immer noch kam kein Tell, dagegen einstweilen ein Männlein in gelbledernen Hosen, immergrünem Landjägerfrack, mit einem schwarzen Stuzhütchen. Dieser begann von einem eigenen Gerüste herab dem Auditorium vorzuerzählen, er sei Napoleon, sei von seiner Gemahlin betrogen worden und darüber auf Helena gestorben. Nachdem er hierauf in einen besonders bereit gehaltenen Sarg gelegt und schonend über das Gerüste herabgetragen worden war, sah man ihn drunten alsbald wieder auferstehen, sein kurzes Pfeifchen stopfen und tabakrauchend unter den berner Landmädchen umherscharmuziren. Plötzlich aber entsteht Lärm: der Gefler kommt! Ein reichgekleideter Bauer ruft mit gebieterischer Stimme vom Roß herab: Täu! d. h. Tell. Ihm gegenüber kommt hierauf ein stämmiger Kerl in geschlitztem Wammis mit einem Büblein und einer Armbrust aus der nächsten Kellerwirthschaft unter den städtischen Lauben heraufgestiegen und tritt vor den Landvogt. Dieser schreit ihn an:

Täu! du truzige Rebäu (Rebell),
Wellis isch di's lääst Ging?

Tell zeigt stumm auf den mitgebrachten Knaben. Gefler fährt fort:

Su gang und schieß dim Ghing
Der Depfel ab sim Ehring (Grind).

(Dieser Phrase wird man nachher im ältesten Tellenspiel wieder begegnen.) Die Trabanten machen eine Gasse gegen ein vorausgesetztes Ziel, dem Kinde wird ein Apfel, in welchem ein Pfeil steckt, aufs Haupt gelegt, unter manchen Gesticulationen drückt der Schütze ab, und in der Freude über den gelungenen Meisterschuß beginnt der dicke Bacchus mit dem Hanswurste sogleich einen Fangtanz um die aufgeladenen Weinfässer. Letztere sind inzwischen durch die Freigebigkeit der zunächst wohnenden Zuschauer mit Lacôte gefüllt worden, Gefler und Tell stoßen an auf die hohe Regierung, auf die Freiheit, auf die Stadt Bern, auf den freigebigen Weinkeller. Alles reitet und fährt, wie es gekommen, wieder zum Thore hinaus, dem heimathlichen Dorfe zu.

Dies waren während der dreißiger Jahre im Gedächtnisse des berner Landvolkes die letzten Ueberbleibsel vom Tellenspiel. Die Cantone regenerirten sich damals politisch und warfen sich zugleich auf die Regenerirung der Volksschule, die überaus vernachlässigt gewesen war. Die berner Regierung verbreitete in den unteren Schichten würdigere Anschauungen, indem sie unter Anderem Schillers Tell zum Schulbuche machte und die vaterländische Geschichte zum Lehrgegenstand erhob. Mit ein Product dieses Umschwunges, welcher

seither in der allgemeinen Urtheilsweise eingetreten ist, ist auch nachfolgende Untersuchung, die sich ausschließlich die Geschichte des dramatisirten Wilhelm Tell vor der schillerschen Epoche zu ihrem Gegenstande gewählt hat.

Die Ursprungsgeschichte der uns bekannten ältesten Tellenspiele gehört selbstverständlich der Schweiz allein an, führt uns aber keineswegs auf jene literargeschichtlichen Vorfragen zurück, wie das Volksschauspiel hier zu Lande überhaupt sich gestaltet habe, sondern versetzt uns mitten in die Politik der fürstlichen Cabinete und der demokratischen Cantone.

Nach den glorreichen Siegen über Burgund war die Schweiz nahe daran, aus einem Hirtenlande in einen Militärstaat sich zu verkehren. Mit den damaligen Waffenerfolgen erwachte gleichzeitig der erste Keim einer nationalen Literatur, und auch sie war eine kriegerische. Gewesene Feldhauptleute, wie Petermann Etterlin von Luzern, wurden Chronisten, und ihre Jahrbücher gingen von dem stolzen Plan aus, die Schicksale des helvetischen Landes von den mythischen Zeiten der Karolinger an bis auf die selbst erlebten Tage von Murten und Grandson immer siegreich wie in einer zusammenhängenden Reihe von Trophäen darzustellen. Das ältere Volkslied vom König Dietrich von Bern, vom Tannhäuser und der Frau Verene machte gleichermaßen dem historischen Schlacht-, Spott- und Ehrenliede Platz, und dieses wieder dehnte sich schnell zu unförmlich großen Reimchroniken aus. Unwillig feiernde Söldner und Büchsenmeister, nicht minder auch die Land- und Stadtschreiber, die Mönche und ihre geistlichen Notare, städtische Schulhalter, Zunft- und Schügenschreiber versuchten damals in meistersängerisch monotonen Reimsprüchen ihr poetisches und politisches Feuerlein anzuzünden, kleinste Ortsbegebenheiten stabil an die mächtigsten Weltbegebenheiten anschließend. Bereits hatte die älteste Befreiungsgeschichte der drei Waldstädte ihre dichterische Verkörperung in Volksromanzen gefunden; dies erweist uns Melchior Rus, dessen Prosachronik das Bruchstück eines alten Tellensliedes enthält. Ebenso war das Lied von Winkelried's Opfertod im Munde des Volkes gewesen, wie das Fragment daraus in Ischudis Chronik erweist. Doch die raschgehende Zeit von den siebziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts an bis zu dessen Ende, wo alsbald auf den sogenannten Schwabenkrieg die mailänder Feldzüge folgten, stand mit der ruhigen Einfalt des alten einheimischen Volksliedes in keinem Verhältnisse mehr, auch dieses mußte sich in die beweisführende Breite und Länge des chronikalen Pragmatismus ausspinnen lassen, abgerechnet die eitle Weisheit des Politikers, oder die rohe Eitelkeit des Soldaten, welche wechselweise mit in diese alten Liedertexte hineinpflanzten. So geschah es, daß wir das Winkelriedslied nur noch in der meistersängerischen Ausgedehntheit und Strophenmasse besitzen, welche Halbsuter in seinem Liede von dem Streit zu Sempach unziemlich daran gehängt hat; oder daß das Tellenslied des fünfzehnten Jahrhunderts nur in der politischen Parodie

übrig ist, welche ihm im siebzehnten der Urner Muheim gegeben hat. Diese poetischen Verirrungen waren nur eine Folge der vorausgegangenen politischen. Das Land, das durch seine kühne Selbstvertheidigung zu einem europäischen Ruf gelangt war, ließ sich durch einheimische und fremde Staatsmänner zu dem Glauben verleiten, es sei ihm von nun an auch eine Rolle in der auswärtigen Diplomatie angewiesen, und die Folge dieser Selbsttäuschung war das Söldnerwesen, das bald jedes Dertlein der Schweiz beschäftigte und jedem gedentkbaren Winkel des Auslandes Soldaten lieferte.

Vergebens eiferten einzelne Cantone gegen diese Seuche, die das Land so förmlich entvölkerte, daß in der Ebene der Pflug stockte und im Gebirge wieder wie zur Urzeit Wolf und Bär hausten; vergebens lautete der unaufhörlich wiederholte Beschluß der Tagsatzungen: „man solle fremder Dienste und fremder Pensionen müßig gehen.“ So lange eben solche Männer am Ruder saßen, die ihre im fremden Dienste erworbenen Reichthümer zur Erweiterung ihres Familieneinflusses daheim geltend machten, hatte man ein Recht, ihren heuchlerischen Mandaten Troß zu bieten. Nichts mehr schien diesem innern Zwiespalt Inhalt thun zu können, wenn nicht ein Wunder geschah und das Land von der Anarchie befreite. Doch dieses Wunder geschah wirklich: es kam die Reformation. Die schweizerischen Kirchenreformatoren sind zugleich schweizerische Patrioten; neben den Mißbräuchen in der Kirche suchen sie auch die im Staate eingeriffenen Uebel mit einer dem republikanischen Bürger zustehenden politischen Entschiedenheit auszutilgen. Dies unterscheidet einen Zwingli um ein Namentliches von der politischen Willenslosigkeit Luthers. Zwingli hatte die Uebel des Söldnerdienstes während der mailänder Feldzüge als Augenzeuge kennen gelernt und unerschrocken als Priester dagegen gepredigt. Bald handelte das reformirte Zürcherland in dieses Mannes Sinne, die noch vorhandenen Capitulationen wurden mit ihrer Ablaufszeit für erloschen erklärt, der Abschluß neuer für immer verboten. Mit seinem Tode und der gleichzeitigen Niederlage der Züricher bei Kappel konnte ein Zustand momentaner Erschöpftheit nicht ausbleiben, und alsbald erschien auch der fremde Versucher wieder. Es handelte sich darum, im Namen der gesammten Schweiz neue Capitulationen mit Frankreich abzuschließen; alle Cantone sind bereits dafür gewonnen, Zürich schwankt noch. Da tritt Zwinglis Amtsnachfolger, Heinrich Bullinger, vor den zürcher Rath, um auch im Namen der Kirche Bericht zu erstatten: „Ob es einer christlichen freien Stadt und Land Zürich heilsam sei, sich mit der Krone Frankreich zu verbünden.“ Er ruft dem Rath die Bibelstelle: 1. Samuel 8, in Erinnerung: „Der König wird eure Söhne nehmen zu seinen Wagen und Reitern, eure Töchter zu seinen Köbinnen und Bäckerinnen, eure besten Aecker und Weinberge wird er nehmen und sie seinen Knechten vertheilen.“ Alsdann berechnet er die Niederlagen, welche bisher die Werbetruppen im Auslande erlitten, und erweist,

daß man von 1512 an bis zum damaligen Jahre 1549, also innerhalb bloßer achtunddreißig Jahre, mehr Leute eingebüßt habe als in allen vorherigen Kriegen seit Entstehung der Eidgenossenschaft (die er von 1316 datirt), also seit ganzen 233 Jahren. Sein Schlußwort heißt: „Die Väter hand also ihre Kinder dem König (von Frankreich) zur Megg erzogen.“ (Hds. Samml. Bd. 35, Fürtrüg der Züricher Geistlichen, in der Bibliothek der Aargau. Histor. Gesellschaft.) — Daß Bullinger hier nicht misrechnete, wird sich sogleich ergeben; die Geschicke aber nahmen damals ihren Gewohnheitsweg, und die Schweiz ergab sich fernerhin dem Auslande, mochte nun ein einzelner Stand wie Zürich opponiren oder nicht. Freilich zögerte manche regenerirte Cantonsregierung, ihre Landeskinder hinzugeben an katholische Staaten wie Frankreich, und sie dort zur Bekämpfung und Ausrottung der reformirten Kirche verwenden zu lassen, für die sie selbst eben erst gewonnen waren. Aber gerade infolge der Glaubensspaltung der Schweiz wuchs nun auch die Reisläuferei wieder, indem man hier protestantische, dort katholische Allianzen aufsuchte. Mit dem gewohnten Geldinteresse verschwisterte sich der confessionelle Haß, man stempelte die Miethstruppen zu Stützen des Glaubens, und wo von nun an in Europa ein Staatsstreich im Großen versucht wird, sind schweizerische Söldner dabei Werkzeuge gewesen. Ein Beispiel genügt, dasjenige der pariser Bartholomäusnacht. Man hatte, um diese sogenannte Bluthochzeit ins Werk zu setzen, damals die Truppen und Hauptleute der fünf kleinen oder katholischen Cantone eigens nach Paris verlegt. Das Gemetzel gegen die Reformirten dauerte nicht etwa eine Nacht, sondern sieben Tage fort und raffte 5000 Menschen hin. Als der bekannte Rechtsgelehrte Franz Hottomann, damals Professor zu Bourges, mit Hilfe deutscher Studenten dem Tode entronnen war, schreibt er von Genf aus an Johann Haller in Bern und an Heinrich Bullinger in Zürich: Die schweizerische Leibwache hat bei der Blutarbeit die Palme errungen. Martin Koch von Freiburg (Nechtland) erstach den Admiral (Coligny) mit einem Schweinspieß; er hat 10,000 Kronen erbeutet und ist Lieutenant worden. Moriz Gruner von Nieder-Urnen riß ihn aus dem Bette. Moriz Klein von Olten hat 2000 Kronen in Gold, 100 Kronen in Silbergeschirr und des Admirals Röcklein. Ungefähr um die neunte Stunde (Morgens, 24. Aug. 1572) ist man mit dem Meggen der (calvinistischen) Edelleute fertig gewesen.“ (Escher-Hottinger, Schweiz. Archiv 2, 449). Die Medaille, welche Papst Gregor der Dreizehnte auf diesen Sieg des Glaubens prägen ließ, wird bis heute zu Rom fortgeprägt und vertheilt, und ein Befehl des päpstlichen Maestro del sacro Palazzo vom Februar 1864 schränkt gegenwärtig den Brauch nur dahin ein, daß bloße Privatbestellungen nicht ferner ausgeführt werden sollen. Die Medaille selbst verbleibt mithin in ihrer bisherigen Geltung, sowie auch die Reisläuferei, trotz der Einsprache der schweizerischen Bundesregierung, bis dahin

ihren letzten Schlupfwinkel im Römischen hatte. Noch immer hat der sonntägliche Prediger von der Pfarrkanzel der luzerner Hofkirche herab für die katholischen Söldner folgendes vorgeschriebene Gebet zu sprechen: „Gieb Kraft und Stärke und glückseligen Sieg unsern christkatholischen Kriegsheuten, verleihe ihnen kräftige Ueberwindung aller Feinde des katholischen Glaubens, und nach dem eine fröhliche Ankunft in ihr Vaterland.“ Diese Gebetsformel steht bei Marzohl-Schneller, Liturgia Sacra 2, 276, einem von dem jüngst verstorbenen Bischof von Solothurn durch besondere Approbation empfohlenen Werke. Wohin alle diese von den Söldnern erfochtenen und von der Kirche sanctionirten Siege für die Schweiz selbst geführt haben, ist aus einer vorhin angeführten Berechnung des Reformators Bullinger schon zu ersehen gewesen. Verödung, Entvölkerung und Armuth des Landes, politische Schwäche nach Außen, zunehmende Unterdrückung und Obscuranz im Innern mußten unausbleibliche Folgen sein. Da aber der weniger unterrichtete Leser das,jenige, was er selbst nicht zu erweisen vermag, gern im Ganzen zu bezweifeln pflegt, so soll hier seiner Einsicht durch ein drastisches Rechenexempel nachgeholfen werden. Als die Cantone wegen der Soldrückstände, die für ihre französischen Werbetruppen aufgelaufen waren, wiederholt und mit mehrfachen Gesandtschaften in Paris zur Audienz erschienen, fand sich Minister Louvois belästigt und ließ endlich gegen eine abermalige Ambassade die übelgelaunte Aeußerung fallen, mit den bereits an die Miethstruppen bezahlten Fünflivrethalern ließe sich eine Chauffee von Paris bis Basel pflastern. Sogleich erwiderte darauf General Suppa: Mit dem für Frankreich vergossenen Schweizerblute lasse sich ein schiffbarer Kanal gleichfalls von Paris bis Basel füllen. Beide hatten gleich Recht. Denn vom elften bis zum vierzehnten Ludwig hatten die Schweizer den Franzosen geliefert 1,110,799 Mann und dafür das Rekrutengeld empfangen von 1,146,868,623 Gulden. (Schlözer, Briefwechsel 4, Heft 32.) Ahtzehn elende Livres monatlich waren fast durchgehends der Lohn, für welchen der Gemeine fremden Potentaten seinen Kopf darbot, indeß die regierenden Familien in den Städte- und Ländercantonen sich mit der Anwerbung der Mannschaft, dem Verkauf der Chargen und der Regimentsverwaltung bereicherten. Man hatte das Stichwort der französischen Gloire bereits ins Schweizerdeutsche übersezt; mit der Unüberwindlichkeit der Schweizerwaffen, mit deren Beruf, allenthalben die von Gott gesezte Obrigkeit aufrecht zu erhalten, glorificirte man dem gemeinen Mann seine armselige Existenz. Dies blieb der amtliche Ton bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Der unter obrigkeitlicher Censur erschienene berner Kalender von 1761, genannt der Hinkende Bote, theilt die gleichzeitige Begebenheit mit, wie zu Lissabon ein portugiesisches Regiment darüber, daß ein straffälliger Soldat fünfzig Fuchtel mit der flachen Klinge erhalten soll, in Meuterei ausbricht und von der daselbst stehenden Schweizergarde zu Paaren

getrieben wird. Der Staatskalender der berner Regenten leitet nun diese Geringsfügigkeit mit folgenden Wachtmeistergedanken ein:

„Es ist gewiß, daß unsre Nation nicht nur eine der berühmtesten in der Welt, sondern auch so zu reden, eine der nützlichsten Mitgliedern unter allen europäischen Nationen ist. Wie oft hat sie durch ihren Beistand ganze Königreiche vom augenscheinlichen Untergang errettet!“

Wozu nun aber dieser kriegsgeschichtliche Excurs in einer Arbeit, welche sich die Entstehung und Fortbildung der Schauspiele von Wilhelm Tell zur Aufgabe gesetzt hat? Die Antwort hierauf lautet: Ohne einen Ueberblick gewonnen zu haben über die militärischen und politischen Parteiungen der Schweiz des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, bleibt das damals entstandene früheste Schauspiel Wilhelm Tell sammt seinen gleichnamigen Nachfolgern späterer Zeit so gut wie unbegreiflich. Das Verhältniß der republikanischen Schweiz gegenüber dem monarchischen Ausland macht den politischen Inhalt aller Schauspiele über Wilhelm Tell aus, und die verschiedenartigen Auffassungen, die über dieses Verhältniß in der Schweiz selbst herrschend werden, ergeben zugleich die verschiedenen dramatischen Redactionen und Bearbeitungen, die hier zu Land die Tellengeschichte erlebt hat. Hat doch sogar Schillers Tell schließlich ebenfalls kein anderes Ziel gefunden. Auch dort hängt ein Ulrich von Rudenz nicht seiner Heimath, sondern dem österreichischen Adelsprunke an; auch er meint, mit seinem Blute Oestreichs Kriege zu zahlen, sei das Ruhmvolle. Allein ganz im Sinne schweizerischer Reformatoren und Patrioten erwidert ihm darauf (im zweiten Aufzug) sein Oheim Altinghausen aus eingeborenem Adelsfinne:

Rein, wenn wir unser Blut dran setzen wollen,
So sei's für uns; wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein.

Dieses Wort Altinghausens war bereits im fünfzehnten Jahrhundert das Schlagwort politisch weitsichtiger Männer gewesen; fremder Herren und fremder Pensionen müßig gehen, war der Tagsatzungen Beschluß gewesen, und daher schärft der Herold in jenem Tellenspiele, das nach seinem Schauplatze zu Uri unter dem Namen Urnerspiel vorhanden ist, es zum Schluß des Stückes den Zuhörern besonders ein:

Wie Miet' und Gaben verblenden.

Daß alles dies gegen die Soldiren und Pensionirer unter fremden Fahnen, gegen die sogenannten welschen „Kronenfresser“ gerichtet gewesen ist, bedarf keines Beweises. Am entschiedensten aber singt hierüber das Tellenspiel selbst, aus dessen Wortlaut sich das Tellenspiel erst aufgebaut hat. Hier eröffnet Tell seinen Landsleuten folgende Zukunft:

Str. 24. Mir ist, ich g'sehe kommen
so manchen Herren stolz

bringen in großen Summen
des Gelds und rothen Golds,
damit euch abzumärkten,
zu kaufen eure Kind,
die noch kein Wort nicht sprechen,
und in der Wiegen find.

Str. 25. Ich thu euch dessen warnen,
weil Warnung noch hat Platz,
gespannt sind euch die Garne,
die Hund sind auf der Hag.
Gedenkt an meine Treue,
kein Zell komt nimmermehr,
euch wird kein Freunde neue
geben kein besser Lehr.

Str. 26. Thut euch zusammen halten
in Fried und Einigkeit
als eure frommen Alten,
betrachtet Bund und Eyd:
Laßt euch das Geld nicht müssen,
Die Gaben machen blind,
daß ihr nicht müssen büßen
und dienen z'letzt dem Fiend.

Das Zellenlied, zu welchem die eben angeführten Strophen gehören, ist nicht das altnationale und echte Volkslied, sondern ein von Hieronymus Muheim (aus Uri?) im siebzehnten Jahrhundert überarbeitetes. Ein Exemplar davon, ein fliegendes Blatt v. J. 1633, liegt auf der berner Bibliothek. Muheim sagt am Schluß seines Liedes selber, er habe dasselbe „gedichtet und gemehrt“. Wie er dies that, läßt sich zwar mit Genauigkeit angeben, nur liegt die einläßliche Mittheilung hierüber diesen Blättern zu fern und bleibt für eine andere Gelegenheit aufbehalten. Muheims Lied fängt an: Wilhelm bin ich der Zelle, von Heldes Muth und Blut. Ein um ein Jahrhundert älteres Volkslied aber beginnt mit demselben Wortlaute: Wilhelmus von Nassawe bin ich von deutschem Blut. Letzteres ist der Wilhelm von Dranien, oder das berühmte Geusenlied, das zu Ehren des Grafen Wilhelm von Nassau, der sich Prinz von Dranien nannte und 1584 durch Meuchelmord starb, von Philipp von Marnix († 1598) gedichtet und in Musik gesetzt worden ist. Ganz gewiß hat Muheim dieses Lied copirt. Dasselbe konnte ihm und seinen Landesgenossen wohlbekannt sein. Denn es steht schon im Ambraser Liederbuche mit verzeichnet, welches selbst vom Jahre 1582 stammt und also den Beweis liefert, wie noch zu Lebzeiten Wilhelms des Draniers das ihn feiernde Volkslied in unsre ober-

deutschen Provinzen bereits vorgedrungen war; und eben daher steht auf den fliegenden Blättern des siebzehnten Jahrhunderts, die das Tellenlied zu Basel, Bern und Zürich drucken, gewöhnlich vorgedruckt: „Im Ton Wilhelmus von Nassauve zu singen.“ Seine Verbreitung und Beliebtheit hatte das Lied seiner hübschen Weise zu danken. Seine Melodie ist eine so angenehme, schreibt Joh. Mattheson im Mithridat (Hamburg 1749, S. 12—14), daß es nicht nur schon vor mehr als anderthalbhundert Jahren auf allen Thürmen geblasen und mit den Glockenspielen geläutet, auf allen Gassen gesungen und gesprungen (getanzt) wurde, „sondern daß es noch bei dem heurigen Friedensfeste, 13. Juni 1749, zu Maestricht und im Hag hat feierlich erklingen müssen.“ Es bleibt nur unbestreitbar, daß nach dem Vermaße, der Strophenform, der Sangweise, theilweise sogar nach dem Ideengange und dem Wortlaute dieses Liedes Muheim das seinige nachgebildet hat. Trotz alledem behält Muheims Lied noch immer seinen Werth, nicht einen poetischen, aber einen schweizergeschichtlichen; denn es kann nachgewiesen werden, daß dasselbe mit den Erzählungen der Schweizerchroniken über die Tellen-Episode wörtlich zusammenhängt und sich also wohl auf ein anderes älteres Tellenlied gestützt haben muß. Das Vorhandensein eines solchen im fünfzehnten Jahrhundert ergiebt sich aus der Chronik, die Melchior Ruß zu Luzern am ersten Weinmonat 1482 beendigte. Dieser ist bekanntlich der erste Schweizerchronist, der des Wilhelm Tell Erwähnung thut und durch ihn den Landvogt auf der Platte am See, unmittelbar nach dem Sprunge aus dem Schiff, erschießen läßt, nicht also in der Rühnächter hohlen Gasse. Indem Ruß seine Geschichte über die Gewaltthätigkeiten der Bögte einleiten will und dabei verfrüht schon des Schusses gedacht hat, den Tell nach dem Apfel auf des Kindes Haupt zu richten gezwungen worden, fügt er bei: „als jr das hernach, wie es jm ergieng, werdet hören in einem liedt.“ Eben dieses alte Lied nun ist verloren, statt seiner ist nur die muheimische Erneuerung übrig. Da aber deren Wortlaut in Angabe oder Beschreibung der Tellen-geschichte gleichlautend ist mit den Angaben und der Ausdrucksweise aller älteren Chronisten, wo diese über Tells Abenteuer berichten, so zeigt sich, daß Lieder und Chroniken über Tell in einem Stil berichten, der bereits im fünfzehnten Jahrhundert ein stationärer geworden war. Und eben dadurch, daß Muheims Lied participirt an dieser traditionellen Berichterstattung, stimmt dasselbe auch wortgetreu mit der Diction und Handlung zusammen, die allen älteren Tellen-spielen eigen ist. Es besteht also zwischen dem schweizerischen Volksliede und dem schweizerischen Volksschauspieler, insofern beide über Tell handeln, der von uns gesuchte Zusammenhang, das nationale, bis auf das einzelne Wort des Ausdruckes sich gleichbleibende Einverständniß. Damit ist der Weg gefunden, um auf das älteste Tellenschauspiel übergehen zu können.

Hier begegnet uns derselbe Mißstand; in seiner echten Gestalt ist uns das Grenzboten III. 1864.

älteste Tellenspiel verloren, nur spätere Redactionen sind davon übrig. Man nennt dasselbe das Urnerspiel, gemäß seinem älteren Titel:

Ein schönes Spiel, gehalten zu Bry in der Eydgnoschaft von Wilhelm Thellen, ihrem Landmann und Ersten Eydgnossen. Getruckt zu Basel bey Samuel Apiaro 1579. repetirt 1648 und 1698. Nach dieser letzterwähnten Ausgabe, welche sich in der gottschedischen Schauspielsammlung der weimarer Bibliothek vorfindet und bereits in Kochs Compendium 1, 271 verzeichnet steht, ist neuerlich das Stück abgedruckt worden in den weimarer Jahrbüchern von Hoffmann-Schade, Band 5, 52. Noch spätere Drucke sind von den Jahren 1740, 1765. Mir selbst liegt wohl der neuste vor: „Basel bei J. G. v. Nechel, 1830. Samt dem Thellen-Lied.“ Da dieses Stück, wie eben erwähnt, neu gedruckt vorliegt, so darf sich der hier folgende Auszug daraus ganz kurz fassen; er sucht besonders diejenigen Parallelstellen hervorzuheben, die das Tellenspiel mit dem Tellenede gemeinsam hat.

Viererei Herolde erklären der Reihe nach in Vor-, Zwischen- und Schlußreden die Geschichte der Waldstätte. Der erste Herold vergleicht in gezwungener Gelahrtheit die Begebenheit des römischen Sextus und der Lucretia mit der Tellengeschichte; dabei wiederholt er nach Motiv, Gedanken und Ausdruck den Inhalt des Tellenedes und der Chroniken also:

Wann einer hatt Weiber oder Kind,
 Desgleichen Ochsen oder Fründ,
 die dem Landvogt gefielen wol — —
 so wollten sie es haben bald,
 galt ihnen gleich, mit Lieb oder Gewalt.
 Darum der fromme Wilhelm Tell
 auch mußte darum schießen schnell
 ein Apfel ab dem Scheittelein
 seim liebsten Sohn nicht ohne Pein.
 Ich will dieß jezmals lassen stohn,
 will reden, wie man ins Land ist kon.

Die andere Vorrede des zweiten Herolds erzählt darauf, wie Hunnen und Gothen nach Italien gekommen und unter Totila geschlagen worden sind. Fliehend erreichten sie den Gotthard im Jahre 588 und setzten sich „wie in alten Chroniken beschrieben ist“ in Uri. Die von Schwyz sind aus Schweden, die Unterwaldner aus Rom hergekommen und haben das Land vom römischen Reich erworben. — Unter den alten Chroniken ist: 1) die fabelhafte Geschichte gemeint, die Joh. Püntiner aus Uri, 1414 Landesstatthalter und dann Landammann, als *Chronica miscella* schrieb; sie soll 1799 bei dem Brande von Altorf mitverkommen sein. 2) Die gleichfalls verlorene Schrift von Joh. Fründ aus Schwyz, 1440 geschrieben, über der Schwyzer Herkommen. Püntiner nimmt eine gothische, Fründ eine schwedische Einwanderung in die Waldstätte

an, beide in dem phantastischen Geschmacke der althochdeutschen Kaiserchronik. Eschubi hebt einige Stellen aus diesen Chronisten aus, um sie in seiner Gallia comata zu widerlegen.

Der dritte Herold erzählt, daß Kaiser Karl der Große die Urner von der Abgötterei zum Christenglauben belehrt habe, und springt schnell auf den Grafen Rudolf von Habsburg über, der 1243 die drei Länder beredet habe, sich seiner Herrschaft gütlich zu untergeben:

Als aber nachdem er Kaiser ward,
wurden sie bevogtet streng und hart,
welcher Vögt groß Muthwillen trieben,
es wär mit Mann, Kind, Vieh und Wiben.

Hierauf beginnt das Stück selbst. Der Landvogt, er führt im Stücke noch keinen eignen Namen, redet zu der erner Gemeindeversammlung und erklärt, Herzog Albrecht von Oestreich habe ihn als Vogt ins Land gesetzt; sie sollen gehorsamen, oder er werde ihnen sonst die Rätze noch heftiger bestreichen. „Nun geht Wilhelm Tell an ein Ort neben sich und ihm gefallt die Sach nicht.“ Staufacher von Schwyz und Erni aus dem Melchthal in Unterwalden treten zu ihm; letzterer erzählt, wie er eben daheim entflohen und sein Vater geblendet worden sei. Tell giebt den Rath, man möge sich, sobald einem etwas anliege, am „Rütlein“ zur Versammlung einfinden.

Inzwischen hat der Vogt durch seinen Knecht Heinz Bögeli den Hut am Plaze aufstecken lassen. Tell begrüßt den Hut nicht und redet sich, vor den Vogt gebracht, mit den Worten des Tellenedes aus:

Denselben zu ehren, wär nit gut,
so es doch nur wär ein Filzhut.

Dann im weiteren Verhör folgt jene etymologische Deutung des Namens Tell, wie sie in Etterlins, Eschudis und der unterwaldner Chronik (Weißes Buch) sich wiederholt:

Wär' ich vernünftig, wüzig und schnell,
so wär' ich nicht genannt der Tell.

Als dann der Vater dem Vogt gehorchen muß und sein Kind zum Ziele stellt, reden beide über ihr Herzeleid in den Worten jenes Tellenspruches, den Brentano von einem arther Hausgiebel abschrieb und im Wunderhorn drucken ließ. Das Tellened und das Stück lassen schließlich den Vogt fragen, was Tell mit jenem zweiten Pfeile im Goller „meine“; da Tell hierauf seine Absicht gesteht, spricht der Vogt abermals mit den Worten des Liedes:

Ich will dich lan verschließen
in einen Thurn, da mußt du büßen;
dich soll b'scheinen weder Sonn noch Mon,
er muß gen Rißnacht auf das Schloß!

Nachher während des Seesturmes spricht der Bogt wiederum in den Worten des Liedes zu Tell:

Drum lönd ihn aufbinden zur Stund!

Hilf uns und auch dir selbst davon!

Als der Bogt erschossen, erzählt Tell, nach Uri zurückkehrend, das Abenteuer genau wie der Liedtext:

Ein Pfeil daselbst ich in ihn schoß,

daß er todt abfiel von dem Roß.

Zum Ende dieser Scene tritt ein „Cuno Appenzeller von Unterwalden“ auf; es ist dies die Verdrehung des Namens Kuno ab Alzellen. Letzterer berichtet, er habe dem Bogt (Vandenberg), der ihm das Eheweib verführen wollen, mit der Art das Bad gesegnet. Mit demselben Wortlaut steht dies auch im Tellensiede. Darauf giebt Tell den Genossen und dem versammelten Urnervolk den Bundeseid an; es folgt Schwur und Schluß.

Als Epilog erscheint der vierte Herold und führt die Erzählung der weiteren Begebenheiten bis auf die Gegenwart fort. Der Tellenschuß, sagt er, sei 1296 geschehen; ein Jahr darauf hätten sich die Länder an König Adolf den Frommen ergeben, so seien sie aus Oestreichs Hand wieder ans Reich gekommen. Besonders habe sie Kaiser Ludwig der Bayer gegen der östreich'schen Herzöge Verdruß geschützt, bis Herzog Leopold 1315 bei Morgarten geschlagen war. Hierauf folgen die weiteren Schicksale der Schweiz bis zu der Periode der mailänder Feldzüge. Der Herold endigt wie Muheims Schlusstrophe mit der Moral: Wie Mieth' und Gaben verblenden.

Dies ist der Umriss des Tellenspieles, zwar nicht nach dessen alter ursprünglicher Fassung, jedoch auf diese gestützt und im Einklang mit den Angaben der Chronisten und mit dem Texte des Volksliedes. So wurde das Stück in den Waldstätten, namentlich zu Uri, bis in die Reformationszeiten fortgespielt. Es war auf den Grundgedanken gebaut, daß die Schweiz in ihrer Freiheit und Sitteneinfalt ungekränkt verbleiben werde, so lange sie sich nicht ausländischen Einflüssen ergebe. Nun war die Reformationszeit angebrochen, ihr Licht riß plötzlich jeder Heuchelei den Schleier vom Gesichte. Nicht bloß das herkömmliche religiöse Schauspiel, wie es sich aus den mittelalterlichen Mysterien (Ministerien) her vererbt hatte, nicht bloß das altverehrte Kirchenlied mußte sich nun in allen deutschen Landstrichen mit reformiren, auch das Tellenspiel, das einst für die ganze Schweiz gegolten hatte, mußte sich mit umgestalten; seitdem das Land in zweierlei confessionelle Heerlager geschieden war. Und selbst für die Waldstätte konnte das alte Stück nicht länger gelten, insofern sie gegen die Sitten- und Staatsreform, die man ihnen zumuthete, mit gewohnter Zähigkeit sich zu sträuben fortfuhren. Denn wie wollten diese Söhne Tells, Staufachers und Melchthals auf der Bühne ihres Landes den feierlichen Schwur wiederholen

lassen, aller fremden Herren und Pensionen müßig zu gehen, während sie allen Herren und Rassen der Fremde zuliefen. Sie, deren Ahnen schon der bloße Hut eines fremden Vogtes in Aufruhr gesetzt hatte, trugen nun den Federhut aller Fürsten, prunkten in allen Soldatenlivree des Auslandes und wußten ihre eignen Landsleute in dasselbe fremde Röcklein zu stecken. Es war damals eine selbstbewußte freche Heuchelei unter diesen erner Oligarchen, ähnlich wie heute die erner Lotterie eine solche ist, die zum Vortheil von ein paar Familien das Publicum ausbeutet und dabei vorgiebt, „zur Unterstützung der Landesarmee“ zu bestehen. Es ist seit 1518 in den Waldstätten alles Hazardspiel, außer das Spiel um Kastanien und Nüsse, bei scharfer Buße verboten. Gleichwohl führen die Muheime, wirkliche oder bloße Namensvettern dessen, der das Tellenslied überarbeitete, dort seit 1825 das Lotteriegeschäft, daß der Verlust, den das spielende Publicum jährlich dadurch erleidet, über eine halbe Million Francs berechnet wird. So besagt es das Gutachten, welches hierüber Landammann Etlin aus Unterwalden der Gemeinnützigen Gesellschaft der Schweiz 1862 zu Sarnen vorgelegt hat, und einstimmend äußerte hierbei ein Eidgenosse aus den Ländern: Es sei in Uri minder gefährlich, gegen die päpstliche Religion oder gegen die Wahrhaftigkeit der Tellengeschichte zu reden, als die muheimische Lotterie anzufechten. (Murgauer Nachrichten 9. Oct. 1862.) Wie heute die öffentliche Empfindung nicht säumig ist, ein allgemeines Uebel in seiner Wurzel aufzuspüren und zu vertilgen, so verstand auch das sechzehnte Jahrhundert, lügenhaft gewordene Verhältnisse und angemaste Privilegien zu entdecken und an dem Sonnenschein der öffentlichen Discussion wie blindes Gewürm hinstirben zu lassen. So reagierte damals die Stadt Bern antipapistisch, und das Ergebnis waren dort die mehrfachen Reformationsschauspiele von Nikolaus Manuel, welche von der Bürgerschaft in der Kreuzgasse abgepielt wurden. Eine ähnliche volksthümliche Reaction politischer Art folgte zu Zürich auf die vorausgegangene religiöse; sie bemächtigte sich des Tellenspieles und formte es in ein politisches Tendenzstück um, in welchem die damaligen Machthaber der Arcantone nicht als die echten Nachkommen Tells, sondern als die Pensionirer und Soldirer aller monarchischen Fremdherrn wahrheitsgemäß dargestellt wurden.